

Liebe Tagungsgemeinde!

Eben haben wir den Predigttext Lukas 9, 57–62 als Klangcollage gehört. Diese Verse waren der Perikopentext für Okuli, dem Sonntag vor unserer geplatzten März-Tagung.

Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege. (Lk 9, 58)

Was Jesus da sagt, ist eine Provokation.

Jesus verzichtet auf alle schützenden Mauern. Und das erwartet er auch von denen, die sich mit ihm auf den Weg machen.

Diese Zumutung ist schwer auszuhalten.

Eine Sommernacht unter Sternenhimmel hat ja romantischen Reiz. Aber wenn es stürmt und gießt, in brütender Hitze oder bitteren Kälte – wer kommt dann ohne ein Dach über dem Kopf aus?

Braucht man nicht einen Rückzugsort, um neue Kraft zu sammeln? Und was ist falsch daran, sich so einzurichten, dass man sich wohlfühlt?

Die Füchse haben Gruben und die Vögel haben Nester – das ist Teil der guten Schöpfung Gottes. Lebewesen sind vulnerabel und müssen sich zu schützen. Füchse graben einen Fuchsbau, weil andere Tiere sie bedrohen.

Die Schattenseite eines solchen Fuchsbau ist: Die Enge kann einen erdrücken. Kaum ein anderes Tier traut sich herein. Kein Fenster öffnet den Blick. Man bleibt im eigenen Mief.

Ganz anders das Vogelnest. Es öffnet sich zur Welt. In alle Himmelsrichtungen erlaubt es Ausblicke. Wer möchte, kann rein- und rausfliegen. Das Nest bewahrt die, die darin wohnen. Weich und behaglich ist es, individuell gestaltet und verbunden mit der übrigen Vogelwelt.

Doch wer im Nest bleibt, der lernt nicht das Fliegen. Nesthocker verpassen ihre Berufung, durch eine Welt zu segeln, die viel größer und schöner ist als das heimelige Nest.

Und: Selbst ein Vogelnest schränkt ein. Ein Vogel wird sein Umfeld nur so weit erschließen, wie er noch abends zum Nest zurückkehren kann.

Jesus verzichtet auf Fuchsbau und Vogelnest, weil seine Botschaft vom Gottesreich in die Weite drängt. Er wird

Wanderprediger, weil er immer wieder anderen begegnen will. Jesus hat Unwetter am Wegesrand oder auf Booten verbracht – aber oft wurde er in Häuser eingeladen. Ihn zu Gast zu haben war ein Segen.

Was ist nicht alles geschehen in Häusern, wo Jesus zu Gast war? Männer wie Frauen lernten Gott ganz neu kennen, Kranke wurden geheilt, Tote zum Leben erweckt, Halsabschneider krepelten ihr Leben um. Um ganz Gast zu sein, verzichtete Jesus auf ein eigenes Zuhause.

Jesus wurde zum *Peregrinus*: Zum Fremden und zugleich zum Pilger. Das lateinische „Peregrinus“ leitet sich von „per“ und „ager“ ab: Der, der von „jenseits des Ackers“ kommt; der zugezogene Fremde, der kein Bürgerrecht hat. Erst die christliche Neudeutung gibt „Peregrinus“ die Bedeutung von „Pilger“, und in allen europäischen Sprachen leitet sich das Wort für „Pilger“ vom „Peregrinus“ ab.

Jesu Pilgerweg führt ihn nicht zu einem bestimmten Ort, sie ist keine Wallfahrt.

Sein Verzicht auf Sesshaftigkeit macht ihn frei, dahin zu gehen, wo das Gottesreich wachsen kann. Jesus bindet sich nicht an feste Orte; auch wenn er in manche Häuser zurückkehrt, wie das von Maria und Martha. Er macht

sich nicht von seiner Familie abhängig, sondern erklärt die, die mit ihm unterwegs sind, zu seiner neuen Familie.

Ja, das ist eine Zumutung – und seine Jüngerinnen und Jünger waren dankbar, dass er ihnen so ein ganz anderes Leben zugemutet hat. Dankbar, dass sie einen Vorgeschmack bekamen von einer Welt, in der jeder Mensch als Ebenbild Gottes sichtbar wird. Dankbar, dass sie selbst dazu beitragen konnten, wie Gott diese Welt verwandelt.

Wir sind Bürger im Himmel – auf dieser Erde sind wir nur Gast. Diese Überzeugung durchzieht alle Schichten des Neuen Testaments. Das hat Christinnen und Christen immer wieder auf den Weg gebracht, etwa im Mönchtum.

Der eigene Weg kann zum Pilgerweg werden – als Einzelner wie als Gemeinschaft. Ralph Kunz hat in seinem neuen Buch vom Pilgern dafür den Begriff „*Peregrinatio Dei*“ geprägt – die Teilhabe am Pilgerweg Jesu, in der Kraft seines Geistes.

Bis heute ist es in den Missionswissenschaften zentral, dass eine einladende Kirche von ihren eigenen Bedürfnissen absieht und sich an der *Missio Dei*

ausrichtet: Sie lässt sich in die Bewegung Gottes mitnehmen, wie er seine Gemeinde aussendet.

Eine aufbrechende Kirche orientiert sich entsprechend an der *Peregrinatio Dei*: Gott macht sich auf den Weg zu allen Menschen und kommt ihnen dabei wohltuend nahe. Der erste Pilger Jesus Christus ist den Einzelnen wie der Kirche vorausgegangen. Der Vor-Gang Gottes zieht einen Nach-Gang der Kirche mit sich. Gott lockt die Gemeinde dahin ohne Druck, durch seine Zuwendung und durch die Gabe seines erneuernden Geistes.

Was aber, wenn wir nicht auf den Weg kommen können, weil eine Pandemie das Reisen verhindert? Mein Eindruck ist: Wir haben im letzten halben Jahr eine sehr bewegliche Kirche erlebt, die vieles ausprobiert, was sie noch nie getan hat, gerade im Digitalen. Natürlich gab es auch Erstarrung und Um-Sich-Selber-Kreisen, aber auch mutige Aufbrüche und beglückende Experimente.

II

Was heißt das für Menschen, die aus einem anderen Land hinzugezogen sind? Meiner Erfahrung nach verstehen sie die Ortslosigkeit Jesu sehr viel leichter als

gute Botschaft, als Ermutigung. Ich arbeite im Kirchenamt der EKD auf einer Projektstelle, die das Verhältnis zwischen Einheimischen und Zugewanderten verbessern möchte. Die meisten Menschen mit Migrationsgeschichte sind Christen, nicht wenige sind evangelisch.

Vielen von ihnen gibt der christliche Glaube Kraft, in einer unvertrauten Kultur ohne Verwandte und gewohnte Netzwerke zu leben. Sie lesen die Bibel und beziehen ihre Botschaft oft sehr unmittelbar auf ihr Leben. Sie entdecken, wie Migration die Bibel geprägt hat, wie häufig sie das Unterwegssein und der Umgang mit Umherziehenden zum Thema macht.

Christen mit Migrationserfahrung schließen sich gerne einem Jesus an, der zum Fremden wird und seine Botschaft als Wandernder verbreitet. Christliche Zugewanderte nehmen Teil an Gottes *Missio* und seiner *Peregrinatio*. Sie finden darin Kräfte für einen Alltag voller Anforderungen und Diskriminierungen.

Gottesdienste feiern sie meist lang und intensiv. Das Evangelium ergreift sie körperlich im Gesang und im Tanz. Viele sind beteiligt in liturgischen Aufgaben, durch Lebenszeugnisse oder spontane Zwischenrufe. Gottesdienste werden zum Fest und zum Vorgeschmack des Himmelsreich. Sie sind Oasen inmitten der Wüste, und in ihnen wird man satt für eine ganze Woche.

Sie merken, ich träume davon, dass ein Funke davon auch überspringt zu einheimischen Gemeinden. Oft bewegen die sich zwischen Fuchsbau und Vogelnest. Was aber wäre, wenn sie sich aufmachen und fragen, wo sich für sie das Gottesreich öffnet?

Ralf Kunz schreibt: *„Nicht, wo die Kirche steht und wie sie weiterhin bestehen kann, sind meine Leitfragen. Sondern wie Kirche wieder in Gang kommt, wie sie entsteht und wohin sie sich bewegt.“*

Das ist eine Einladung, sich gemeinsam auf den Weg zu machen, den Jesus vorgebahnt hat. Gottes Geist stärkt darin, andere in ihrem Anderssein als Weggenossen zu entdecken und sich füreinander zu öffnen. Nicht unsere Gebäude und nicht unsere Denkgebäude machen uns reich, sondern jede Begegnung, in der Gottes Wirklichkeit aufleuchtet.

Und dann können wir einstimmen in das alte *„Ich bin ein Gast auf Erden.“* Können es variieren und dazu frei improvisieren. Können es uns zu eigen machen, weil wir nichts mehr festhalten müssen. Unser Gepäck wird leichter, die Hände frei. Schritt für Schritt öffnet sich unser Pilgerweg, auf der Suche nach den Zeichen, die der erste Pilger aufgestellt hat, und nach der Gemeinschaft, die alle Grenzen überwindet.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.